



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus dem Universitätsleben : 4. Das Hohenzollernlied

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bilder aus dem Universitätsleben

4. Das Hohenzollernlied



anz vorn an der Deichsel hatte ich ihn kennen lernen, als wir der Minona Frieb-Blumauer am Schauspielhause die Pferde vom Wagen spannten und die gefeierte Künstlerin mit lautem Hallo die Charlottenstraße hinunterzogen. Ich sehe den hagern Studenten noch vor mir, wie er, von der Deichsel des schnell geschobnen Wagens bald nach rechts, bald nach links geschleudert, mit seinen langen Beinen wie eine Heuschrecke kreuz und quer sprang, dann aber fest zupackte und mit herausgeracktem Halse wie toll vorwärtstürmte, bis der Wagen laut krachend gegen einen Laternenpfahl prallte. Mit der Geduld der liebenswürdigen Minona war es nun aber auch zu Ende. Sie stieg hastig aus, warf die Wagenthür klirrend zu und schritt mit der stolz abwehrenden Handbewegung der Herzogin von York davon, ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen.

Der Wagen blieb quer in der Straße stehen, und wir verließen uns schleunigst vor den auftauchenden Nachtwächtern, da wir die Dehnbarkeit des Unfugspargraphen wohl kannten, und das alte deutsche Gesetz über das Deichselrecht sicher zu unsern Ungunsten ausgelegt worden wäre.

Ich hatte an jenem Abend den langen Studenten mit den tiefliegenden blauen Augen, dem magern, bartlosen Gesicht und dem langen dunkeln Haar ganz aus den Augen verloren. Erst einige Tage nach dieser verfehlten Huldigung sah ich ihn wieder, als ich von der Universitätsbibliothek, wo man damals außer einem unfreundlichen Worte selten etwas bekam, quer durch die Linden nach der königlichen Bibliothek eilte. Er stand neben dem Friedrichsdenkmal und schaute unverwandt nach dem Gassenster des alten Kaisers. Ich trat auf ihn zu; er begrüßte mich flüchtig und sagte mit strahlenden Augen: Ich glaube, er ist bei ihm.

Wer? fragte ich nachlässig.

Er musterte mich halb erstaunt, halb unwillig: Bismarck ist beim Kaiser. Die Wache muß bald vorbeikommen, da werden wir sie sehen. Sagen Sie, ist es nicht eine Schande, daß ich heute an dieser Stelle ganz allein stehe und

auf einen Anblick warte, um den uns alle zukünftigen Jahrhunderte beneiden werden?

Warten Sies nur ab, sagte ich.

Sie haben Recht. Sehen Sie, da steht noch einer. Sehen Sie, wie er sich reckt und späht, um die Dunkelheit des Zimmers zu durchdringen? Das ist sicher kein radausüchtiger Berliner, kein nörgelnder Süddeutscher. So andächtig kann nur ein Ostpreuße auf seinen König warten, oder ein Pommer. Sie sind doch Pommer? Nun, dann werden Sie mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß es für mich kein erhabneres Gefühl giebt, als wenn ich diesen alten germanischen Heerkönig, unsern König, von Angesicht zu Angesicht schauen darf. Diese herrliche Seelenfreude, dieses stolze Entzücken, diese tiefwurzelnde Liebe kann uns Altpreußen niemand nachempfinden. Nein nein, das können sie nicht! Sie werden mirs nicht glauben, aber es giebt nur noch zwei Dinge auf der Welt, die mich in einen ähnlichen Zustand der Begeisterung versetzen wie dieser Anblick, das ist Shakespeares Hamlet und Beethovens neunte Sinfonie.

Jetzt hörten wir die markigen und feurigen Klänge des Preußenmarsches aus der Richtung von der Friedrichsstraße her. Eine ungeheure Menschenmasse wälzte sich vor und neben der aufziehenden Wache nach dem königlichen Palais. Von rechts und links, aus allen Querstraßen, aus der Kunstakademie, aus dem Vorgarten und den Seitenportalen der Universität, vom Opernplatz und dem Kastanienwäldchen eilten die Menschen herbei zu Hunderten, zu Tausenden, von dem Zauber der rauschenden Musik angezogen. Mit einem Schlage hatte sich der stille Schauplatz zwischen Universität und Palais verändert. Wie flutende Meereswogen war es von allen Seiten hereingebrochen, und wir hatten Mühe, inmitten der drängenden und wirbelnden Volksmasse unsern Platz neben dem Denkmal zu behaupten.

Die Wache rückte im Parademarsch mit angefaßtem Gewehr heran. Aller Augen waren auf das Eckfenster gerichtet in Erwartung eines herrlichen Schauspiels.

Da bewegten sich die Vorhänge am Fenster. Der alte Kaiser erschien, noch beschäftigt, den Rock militärisch zuzuknöpfen. Der einundachtzigjährige Heerführer stand hoch aufgerichtet, majestätisch, hochgemut wie ein Recke der germanischen Heldenlieder und verfolgte mit leutselig ernstern Blicken die vorbeimarschirenden Züge des zweiten Garderegiments.

Dann richtete er seine Augen auf die unzählige, lautlose Menschenmenge und ließ sie freundlich darüber hinweggleiten. Da ging es wie ein elektrischer Strom der Begeisterung durch die Masse. Ein jauchzendes Rufen, ein donnerndes Hurrageschrei erhob sich wie aus einem Munde. Der Kaiser grüßte herab in seiner unvergleichlichen, bezaubernden Weise, und alles drängte und stürmte, die Hüte und Tücher schwenkend, nach dem Fenster, um noch

einen Blick des greisen Herrschers aufzufangen. Ein Minister, ich glaube, es war nicht Bismarck, aber ich ließ meinen Freund in dem Wahne, trat aus dem Hintergrunde des Zimmers; der Kaiser wandte sich lächelnd zu ihm, als wollte er sagen: Sind das dunkle Wolken? Ich sehe nichts als Liebe und Verehrung! Dann winkte er noch einmal herab und zog sich vom Fenster zurück.

Mein Freund stand während des ganzen Vorgangs unbeweglich neben mir. Er sprach kein Wort, er schrie nicht mit, er schwenkte den Hut nicht, aber ich spürte an den Zuckungen seines Armes, daß ihn diese Szene bis ins Innerste ergriffen hatte.

Als er sich zu mir wandte, sah ich, daß seine Augen mit Thränen gefüllt waren. Er suchte sich gleichsam zu entschuldigen: Könnte ich doch so laut schreien, wie diese Berliner Gamins, denen die Begeisterung so leicht von der Kehle kommt. Aber bei mir spielt sich alles im Innern ab, und die Kehle ist mir dabei wie zugeschnürt. Irgendwo muß aber der Druck hinaus, und da müssen dann meine Augen herhalten. Kommen Sie! Jetzt noch in diesem Gedränge bleiben, heißt an seinen heiligsten Empfindungen Verrat üben.

Wir gingen langsam, ohne ein Wort zu sprechen, die Linden hinunter. Er nahm meinen Arm und sagte endlich: Wer das eben erlebte mit Worten aussprechen könnte, das wäre ein großer Dichter. Dann gab er mir die Hand und fügte schnell hinzu: Kommen Sie einmal zu mir. Wir müssen näher mit einander bekannt werden. Ich wohne in dem roten Hause auf der Ringstraße an der Grenze zwischen Wilmersdorf, Schöneberg und Charlottenburg. Dann grüßte er schnell und eilte durch das Brandenburger Thor in den Tiergarten.

Am Nachmittag schon war ich auf der Suche nach dem roten Hause. Die Lage hatte mein ostpreussischer Freund so unbestimmt und rätselhaft wie möglich angegeben. Auf dem Plane des damaligen Berlins konnte ich weder eine Ringstraße ermitteln, noch zwischen Wilmersdorf, Schöneberg und Charlottenburg eine Stelle finden, die bebaut gewesen wäre. Hätte ich nur den Namen des neuen Bekannten gewußt! Aber bei den Vorstellungen pflegte schon damals unter den Studenten das wichtigste am nachlässigsten und undeutlichsten gesprochen zu werden; so konnte mir denn auch eine Erkundigung auf der Universität nichts nützen. Aber dieser Mensch war mir zu interessant. Die wenigen Augenblicke unsers Verkehrs hatten genügt, unsichtbare, aber feste Bande zwischen uns zu knüpfen. Mir fiel auf dem Wege ein, daß ich ihn schon früher in einer Shakespearevorlesung bei Zupitza, dann wieder in einem Goethekolleg bei Scherer, dann auch bei Mommsen, bei Wagner und bei Treitschke gesehen hatte. Er war mir aufgefallen, denn er saß stets aufrecht da und hielt die Augen unausgesetzt auf den Professor gerichtet. Die stumpfsinnige Emsigkeit, womit die Zuhörer um ihn herum selbst die unwichtigsten Dinge, die nebensächlichsten Bemerkungen nachschrieben, schien ihn anzuwidern. Mit

einer gewissen Verachtung schaute er auf diese stiernackigen Wiederkäufer, die mit gesenktem Haupte um ihn herumackerten, ohne zu wissen, was sie thaten. Er verfolgte die Worte und Gedankengänge des Redners mit größter Spannung, und oft hatte er in seinen Augen einen bittenden Ausdruck, als wollte er sagen: Gib mir Brot und keine Steine! oder: Das verstehe ich nicht! oder: Das hättest du doch einfacher und klarer sagen können! So kam es, daß sich der eine oder der andre der Professoren durch die Augen dieses seltsamen Zuhörers belästigt fühlte. Andre aber schienen nur zu ihm zu sprechen, da er der einzige war, der wirklich in dem geistigen Stoff mitlebte und mitarbeitete und das Nachdenken nicht auf später verschob.

Dann erinnerte ich mich, ihn schon früher einmal in der „Sardinienbüchse,“ d. h. in der engen Studentenloge des königlichen Schauspielhauses gesehen zu haben, als wir ein Stück von Lindau ausspiffen. Dabei war mir der riesige Hausthürschlüssel aufgefallen, den er sich hinten von der Hosenschnalle losmachte, und dem er einen so niederträchtig schrillen Ton zu entlocken wußte, daß vor ihm im Parkett ein begeisterter Lindauschwärmer mit kurzgeschornem schwarzem Vollbart wie verbrannt herumfuhr und ihm zukreischte: Sie sind ein unverschämter Mensch! Das war sicher der Schlüssel des roten Hauses gewesen.

Aber wo das rote Haus finden? Gleich hinter dem Lützowplatz fing damals das Flachland an. Bebaute Felder wechselten mit wüsten Landstrecken, wo auf großen Tafeln geschrieben stand: Hier kann Schutt abgeladen werden. Zuweilen war ein Stück Land eingefriedigt und in eine Art von Garten verwandelt. Dann kamen halbverdorrte Wiesen, öde Sandflächen, schmutzige Gräben mit alten Weidenbüschen und große stinkende Tümpel und Sümpfe.

Ich wanderte in gerader Richtung vorwärts auf den Grunewald zu, der die traurige Landschaft im Hintergrunde wie eine dunkle Wand abschloß. Ich kletterte und stolperte über mächtige Schutthaufen, wo man wahre Alttertumsforschungen hätte anstellen können, geriet manchmal in sumpfige Stellen und balancierte vorsichtig auf den schmalen Rainen. Endlich kam ich atemlos auf einen mit Bäumen bepflanzten Landweg.

Dort stand eine Kompanie der „Maitäfer“ zur Felddienstübung aufmarschiert. Der Hauptmann hatte eine Strecke davon entfernt die Leutnants und die Unteroffiziere um sich versammelt und setzte ihnen wohl eine „Spezialidee“ auseinander. Als er mich sah, drehte er sein Pferd etwas herum und machte eine Pause, als wunderte er sich, was ein anständig gekleideter Mensch hier zwischen den Abfuhrstätten zu suchen habe. Ich ging ruhig weiter; ein Füsilier sagte lachend: Kerls, da haben wir mal einen Schlachtenbummler! Und als er sah, daß ich etwas keuchte und mir den Schweiß von der Stirn wischte, rief er mir unter dem Gelächter seiner Kameraden zu: Aujust, halt die Luft an!

Mir wurde unbehaglich zu Mute, und ich verwünschte den ganzen Spaziergang. Die Offiziere und die Unteroffiziere traten wieder zu ihren Bügen, und die Kompagnie marschierte vom Weg ins Gelände. Zuerst ging es eine Strecke vorwärts in Kompagniefront, dann kommandierte der Hauptmann: Der erste Zug schwärmen in Richtung auf das rote Haus!

Ich zuckte freudig zusammen. Die Worte „rotes Haus“ klangen mir nach dieser Strapaze wie eine Erlösung. Ich trat schnell aus dem Weiden-
gestrüpp heraus, und richtig, da lag etwa tausend Schritt entfernt, inmitten von Bäumen und Gebüsch, ein einfaches Haus aus rohen Ziegelsteinen. Ich hätte vor Freude mit den Füsilieren mitlaufen mögen und Hurra schreien. Dort also wohnte mein patriotischer Freund.

Ich eilte den Soldaten nach. Da kam ein Offizier vom zoologischen Garten her in vollem Galopp die Landstraße heruntergesprengt. Er ritt gerade auf den Hauptmann zu und sprach hastig und aufgeregelt ein paar Worte zu ihm. Der Hauptmann riß sofort sein Pferd herum, starrte den Offizier mit offenem Munde an und machte mit dem Arm eine Bewegung des Schreckens. Dann ließ er die Kompagnie Halt und Kehrt machen, gab das Kommando dem ältesten Offizier und galoppierte mit dem andern Reiter davon.

Die Leutnants traten verwundert zusammen und schienen sich diesen Vorfall nicht recht erklären zu können. Dann rückten die Füsiliers, seelenvergnügt über das schnelle Ende ihrer Übung, lachend und singend ab. Ich hatte mich schon auf den Sturm gefreut, den sie auf meinen Freund ausführen würden, nun war es nichts damit. Etwas enttäuscht schlenderte ich weiter, während immer undeutlicher und matter über die häßliche, sandige Feldmark das alte Soldatenlied zu mir herüberschallte:

Was hilft mir denn mein schöner Garten,
Wenn andre drin spazieren gehn!
Was hilft mir denn mein schönes Mädchen,
Wenn andre mit pouffiren gehn
Und pflücken mir die Köschchen ab,
Woran er feine,
Woran du deine,
Woran ich meine Freude hab.

Vor dem roten Hause ging es nicht so freundlich und idyllisch her, wie ich von seiner einsamen Lage erwartet hatte. Eine Menge von Lastwagen mit Sand und Ziegelsteinen beladen, Abfuhrkarren mit Müll und Schutt, Viehwagen mit blöfenden Schafen und grunzenden Schweinen hielten vor dem Hause, und ich merkte bald an der langen Ruhepause dieser Fuhrwerke und dem Lärm, der aus den untern Fenstern schallte, daß das rote Haus eine Art von Wald- und Wiesenschänke sein müsse, wie ich sie aus den Märchen und Räubergeschichten der Knabenzeit kannte. Halb betrunken fluchende und

spuckende Knechte torkelten aus der Thür, kletterten mühsam auf ihre Wagen und hieben erbarmungslos auf die alten abgetriebnen Schindmähren ein. Mit mächtigen Weißbiergläsern in beiden Händen und Schnapsflaschen unter den Armen schwankten Steinträger und Handlanger, die abgetragne Militärmütze im Genick und eine „Siftnudel“ im Mundwinkel, nach der andern Seite des Weges, wo ein großer Bau, das Joachimsthaler Gymnasium, wie ich später erfuhr, aufgeführt werden sollte.

Ich hatte meinen Freund im geheimen für einen Dichter gehalten, der fern von dem Treiben der Welt in ländlicher Stille den Muses zu leben wünschte, und das rote Haus auf der Wilmersdorfer Feldmark für eine Art von bescheidenem Tusculum. Und nun kam ich hier in eine wüste Krugwirtschaft hinein mit allen Schrecknissen roher Fuhrknechte, Viehhändler und Steinträger. Es überließ mich kalt bei dem Gedanken, meinen poetischen Freund hier vielleicht in Hemdsärmeln als Schankwirtsgehilfen oder Weißbierküfer wiederzufinden. Ich hatte ähnliches schon über andre Kommilitonen erfahren und wäre am liebsten umgekehrt.

Aber ich hörte aus den offenen Fenstern des ersten Stockwerks Geigenspiel, das Adagio einer Mozartschen Sonate, und erkannte, als ich hinauffah, meinen Studenten, der im Zimmer auf und abging und die Geige ziemlich kunstfertig strich. Da war ich denn im Nu oben. Ich las an der Thür zwei Namen: Paul Klinger und Johannes Klinger und trat ohne anzuklopfen ins Zimmer. Die Akustik mußte darin vortrefflich sein, denn außer einem eisernen Gartentisch mit einigen Büchern und Schriften, zwei eisernen Stühlen und einem eisernen Ofen, das in der einen Ecke wie eine große Tabakspfeife stand, gab es nichts, was die Schallwellen der Geige hätte beeinträchtigen können.

Johannes Klinger stieß einen freudigen Schrei aus, als er mich sah, packte sein „Sammerholz“ weg und bot mir einen eisernen Stuhl an, nachdem er schnell mit seinem gestickten Morgenschuh den Staub davon abgewischt hatte. Ich mochte wohl etwas erstaunt ausgesehen haben, denn er sagte: Ist das hier nicht herrlich, was? Diese Aussicht, diese Luft, diese Natur! So was haben Sie in Ihrer Marktgrafenstraße nicht. Sie sind überrascht. Ja hören Sie, wie ich eigentlich zu dieser Sorglosigkeit gekommen bin, das wissen die Götter! Sehen Sie, ich habe ein wahnsinniges Glück. Mir wird manchmal angst, wenn ich dran denke. Das geht so mit mir schon von Anfang an; aber nehmen Sie doch Platz! Meine Mutter — sagen Sie, was wären wir Sprößlinge aus den armen preussischen Provinzen ohne unsre Mütter! Was wäre Deutschland ohne seine Mütter!

Ich wollte freudigen Herzens in das Loblied auf die deutschen Mütter einstimmen, aber er fuhr fort, indem er aus der Ecke hinter dem Ofen eine Cigarrentiste hervorholte: Ich bin der jüngste von fünf Brüdern. Glauben

Sie, das ist schon ein Glück! Gewiß, ich bin viel von ihnen geprügelt worden, aber sie haben mich später auch mit Wohlthaten geradezu überhäuft. Wir sind wie die Alpensteiger; einer zieht immer den andern nach, und wenn es für einen zu schwer ist, ziehen zwei, drei oder alle vier. Sie, mein Bester, haben natürlich einen anständigen Wechsel, aber mein Vater in dem ostpreussischen Landstädtchen konnte uns mit seinem dürftigen Beamtengehalt außer der üblichen Erziehung nichts weiter mitgeben als seinen Segen. Das ist sehr schön, aber wohnen und essen kann man nicht davon. Nun sehen Sie, da hab ich hier in Berlin meinen Bruder Paul, der seine ganze Berliner Laufbahn seinem ältern Bruder verdankt, und der wieder seinem ältern. Paul ist Prokurist in einem Bankgeschäft, das in Grundstücken spekulirt. Dieses Bankhaus hat vor zwanzig oder dreißig Jahren von den Wilmersdorfer Bauern alle die Sandebenen da für ein Butterbrot und einen Kümmel gekauft, als noch kein Mensch daran dachte, daß hinter der Potsdamer Straße andre Straßen entstehen könnten, und daß Berlin eine Weltstadt werden würde. Sehen Sie mal hier hinaus aus diesem Fenster, wie das Ungeheuer schon seine Fühläden vorstreckt — ich stand auf und ließ meinen Blick über die weite Fläche schweifen —; dort hinten am Kurfürstendamm und am Lützowplatz da macht es schon leise Tastversuche, bis es seine Fangarme schließt und weiterkriecht. In zehn Jahren sind diese elenden Schutthausen und Tümpel alles unbezahlbare Baustellen. Da nach Charlottenburg zu fängt das Bauen schon an mit der Artillerie- und Ingenieurschule, und sehen Sie, hier vorne wird gescharwerkelt, daß es eine Art hat. Da kommt das Joachimsthaler hin, und wo jetzt die Frösche noch behaglich quaken — giebt es etwas behaglicheres als einen quakenden Frosch? —, da wird bald der klassische Professor mit hochgezogenen Augenbrauen und mit phonetisch ausgebildeten Lippen die Lautmalerei des Aristophanes vor den frischgewachsenen Sprößlingen dieses Stadtviertels nachahmen.

Mein Freund nahm eine so komische Haltung an, als er die Stelle aus Aristophanes zitirte, daß ich laut aufslachen mußte.

Die souveräne Verwaltung aller dieser Sandflächen bis zum Grunewald, fuhr er fort, ist meinem Bruder übertragen worden, und dieses rote Haus, das der kluge Bankier hier in der Einöde gebaut hat, nur um einen Ruhepunkt für das hilflos suchende Auge zu schaffen, nur um zu zeigen, daß diese Einöde für menschliche Wesen bewohnbar sei, steht es nicht da wie der erste Markstein eines neuen Berlins?

Ich suchte sein Pathos etwas abzuschwächen und fragte, wie teuer er die Bude zu bezahlen habe.

Das ist ja gerade die Hauptsache! Wir, mein Bruder und ich, wohnen hier umsonst, ganz umsonst! Wir zahlen nicht einen Pfennig. Das ist doch ein Glück, was? Und die stilvolle Zimmereinrichtung, die Sie hier sehen

stammt aus dem Park des Bankiers an der Tiergartenstraße. Der alte Diener hat sie uns hergeschafft. Und so leben wir hier wie in einem Leuchtturm und geben der Zukunft von Berlin in diesem Sandmeere die Richtung.

Er ging ins Schlafzimmer nebenan, wo, wie ich mich durch einen schnellen Blick überzeugete, ebenfalls alles eisern war — recht vielversprechend für einen behaglichen Winter —, und kam bald mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück.

Mein Bruder hat von seinem Chef ein Fäßchen Malaga direkt aus Spanien erhalten; wir haben ihn mit einem Gummischlauch abgezogen.

Er goß den Wein aus der Bierflasche in die Gläser. Mein Bruder, fuhr er fort, nennt dies Getränk Dichtwasser. Er freut sich jedesmal, wenn mir ein paar hübsche Verse gelungen sind, und das ist in der letzten Zeit häufiger der Fall gewesen. Er schiebt das natürlich auf die begeisterte Wirkung des spanischen Weines, im Grunde ist es aber nur der herrliche Stoff, der mich fortreißt und mir die Verse leicht macht. Prosit! Nicht wahr, was wir heut erlebt haben, das kann uns Altpreußen keiner nachempfinden? Stoßen wir einmal an auf unsern Heerkönig Barbablanca! Ist es nicht ein unendliches Glück, in dieser Zeit zu leben, unter diesem Fürsten, der der Abgott seines Volkes ist?

Ich merkte aus allen Andeutungen, daß mein Freund in seinem Busen große Entwürfe trug und an irgend einem vaterländischen Werke dichtete. So dauerte es denn auch nicht lange, und wir waren mit unsern Gedanken aus der Zukunft von Berlin in die Geschichte unsrer Litteratur geraten.

Aber meine Begeisterung fand bei ihm wenig Gehör. Er sah mich bei meinen Lobpreisungen so selbstbewußt und mitleidig an, wie ein alter, erfahrener Seemann die laienhaft schwärmende Landratte.

Haben wir denn eigentlich in der neuern Zeit eine selbständige deutsche Nationallitteratur? fragte er. Ich bezweifle das sehr stark. Das einzige, was wir so nennen könnten, wären unsre Volkslieder; da steckt echt deutscher Geist und echt deutsches Empfinden drin. Aber unsre sogenannten klassischen Dichtungen, du lieber Gott, wer findet sich denn darin zurecht mit seinem deutschen Menschenverstande? Man enträtselt die meisten ja nur dann, wenn man sich das Geistes- und Gefühlsleben, die Weltanschauung und den Charakter andrer Völker, der Griechen, der Römer, der Franzosen, der Engländer, der Italiener u. s. w. zu eigen gemacht hat. Wo bleibt da das Deutschtum, das deutsche Wesen, die deutsche Eigenart? Oder haben wir Deutschen überhaupt keine Eigenart, keinen ausgesprochenen Volkscharakter mehr? Haben wir keine eignen treibenden Säfte? Sind wir bloß Schwämme, die alles Fremde gierig aufsaugen und nur dann triefen, wenn sie von fremden Dingen überfull sind? Wenn ich mir unsre vielgepriesene neuere klassische Litteratur in einem Bilde anschaulich darstellen will, so muß ich immer an die dreifach zusammengesetzte Chimäre der Alten denken.

Ich sah ihn bei diesem Vergleich etwas verwundert an. Aber er fuhr unbeirrt fort: Ganz vorn der weittrachige Löwenkopf des klassischen Altertums, ganz hinten der gekrümmte Drachenschwanz des mystisch rundbogigen Christentums, und in der Mitte die meckernde Ziege des modernen Franzosentums. So sieht unsere neuere Litteratur aus, und der ganze Unterschied zwischen den einzelnen Dichtern besteht nach meiner Ansicht nur darin, daß bei dem einen das klassische Löwengebrüll, bei dem andern der kirchlich-romantische Drachenschwanz, bei dem dritten der geile Ziegenbock am meisten entwickelt ist. Sie lachen? O das ist bei mir grimmiger Ernst. Diese Chimäre, dieses Ungetüm — rief er hastig aus — muß totgeschlagen werden, und an die Stelle dieses unnatürlichen dreigestaltigen Geschöpfes muß ein andres Bild gesetzt werden, ich meine das natürliche, stolze und königliche Bild des deutschen Adlers, wenn Sie wollen, des preussischen Adlers! Ein deutsches Volkslied, ein deutsches Volksepos und Volksdrama thut uns wieder not. Da werden Sie mir wohl endlich Recht geben? Sind wir nicht erbärmliche Kerls, daß wir vor diesem Stoffe stumm und ratlos stehen, den uns die Geschichte der Hohenzollern, vor allem die Thaten unsers Kaisers bieten? Ein neues Nibelungenlied müssen wir haben, ein neues Heldenepos, worin sich unser Volk wiederfindet mit seinen germanischen Tugenden der Mannhaftigkeit und der Treue. Und dieses Heldenepos kann nicht anders heißen als — Hohenzollernlied!

Man merkt es Ihnen an — warf ich ein —, daß Sie Treitschkes Vorlesungen hören.

Treitschke spricht mir aus, was Millionen mit ihm empfinden; bedarf es da noch der Worte eines Propheten, wo wir selbst die Herrlichkeit und Größe schauen, wo wir selbst die ehrliche Begeisterung des ganzen Volks mitleben? —

Als ich Abschied nahm, war es spät geworden. Das rote Haus lag jetzt still und verlassen da. Keine Menschenseele war auf der Flur zu sehen, und ich wanderte in dem köstlichen Maienabend langsam zur Stadt zurück. Mein Freund hatte mir einige Episoden aus seinem Hohenzollernliede vorgelesen. Eine Stelle hatte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, wo der Dichter das freundliche, heitere, schmerzlose Alter des ehrwürdigen Kaisers schildert und von der ungeteilten und ungetrübten Liebe sprach, die ihm das ganze deutsche Volk entgegenbrachte. Ich mußte an die großartige, mit elementarer Gewalt hervorbrechende Huldigung denken, zu der das Volk am Mittage hingerissen wurde. Ich sah im Geiste den Herrscher vor mir, wie er seinen Blick voll unbegrenzten Vertrauens auf die Menge richtete und freundlich, väterlich herabgrüßte.

Am Lützowplatz stand eine Gruppe von Menschen zusammen, die ein Flugblatt lasen und aufgeregt mit den Händen in der Luft herumsuchteten. Ich trat hinzu und las und las — mir flimmerte es vor den Augen: gegen unsern einundachtzigjährigen Kaiser war ein Mordanschlag verübt worden!

Gleich im nächsten Kolleg bei Treitschke traf ich meinen Freund wieder. Er sah elend aus; seine Augen lagen noch tiefer als sonst und blickten mich traurig an. Im Auditorium war es still wie in einer Kirche; alle sahen düster vor sich, als lastete ein Druck auf ihren Seelen. Endlich trat Treitschke ein. Kein Lärm erhob sich, wie das sonst als Begrüßung zu sein pflegte. Er stand lange wortlos da und sah uns an, als wollte er sagen: Ich sehe, ihr fühlt die Kränkung, die Schande, die entsetzliche Schmach, die man uns angethan hat. Dann wollte er sprechen: man merkte, wie es in ihm wogte und arbeitete. Aber die Empfindungen schienen so gewaltsam hervorzubrechen, daß er die Lippen zusammenbiß und krampfhaft schluckte, als wollte er alles in seinem Innern niederkämpfen. Dann griff er hastig nach seinem Taschentuch und drückte es, von innerer Erregung überwältigt, gegen die Augen. Ich glaube, es gab keinen einzigen unter den Zuhörern, dessen Herz nicht bei diesem stummen Vorgange bis ins Innerste erbebt wäre.

Dann fand er endlich Worte und fuhr fort in der Geschichte der Befreiungskriege. Er warf noch einmal einen Blick zurück auf die Vorgeschichte und sprach davon, daß nichts die Seelen junger, ideal angelegter Menschen mehr läutere und kräftige als die Feuerprobe eines tiefen patriotischen Schmerzes. Er sprach von der Schlacht bei Leipzig und schilderte den gewaltigen Kampf mit einer Anschaulichkeit, einem Bilderreichtum und einem Feuer, daß alle fortgerissen seinen Worten lauschten.

Und als er in seiner zündenden Weise die Episode vortrug, wo die ostpreussische Landwehr allen voran das Grimmische Thor in Leipzig erstürmte und die Franzosen aus der alten deutschen Stadt hinauswarfen, da war mit einemmale alle Beklommenheit der Herzen dahingeschwunden. Ein Gefühl innerer Befreiung und Erhebung bemächtigte sich wieder aller Herzen, und von dem nicht mehr zurückzuhaltenden Beifallsruf meines ostpreussischen Freundes angesteckt, brach das ganze Auditorium in eine laute Huldigung auf den Mann aus, der, auch trotz der letzten bitteren Erfahrung, nicht müde wurde, in uns die Begeistung für unser Volk und unsre Geschichte wach zu halten.

Die patriotische Stimmung schlug nach dem Attentat mächtige Wellen in der Berliner Studentenschaft. Ein Leben, eine Aufregung ging durch alle Geister, als wäre eine Mobilmachung befohlen, als gälte es, gegen den Erbfeind zu Felde zu ziehen. Eine großartige Huldigung mit einem Fackelzuge wurde geplant. Konservativ-monarchische Verbindungen thaten sich auf, um die Sozialdemokratie zu bekämpfen, und die christlich-soziale Bewegung, die von Stöcker unverdrossen unterhalten wurde, drang immer tiefer und überzeugender in die Schichten der akademischen Jugend.

Mein Freund hätte über dieses frische, deutsch-nationale Leben auffauchen mögen. O, rief er aus, jetzt wird noch alles gut, jetzt wirds eine Lust zu leben! Das ist der richtige Boden für mein Hohenzollernlied! Ein geistig

rohes und sittlich verkommenes Subjekt bedeutet noch nicht das deutsche Volk. Eine solche Schandthat kann einmal vorkommen, aber nicht wieder! Wir werden der Schlange des Anarchismus den Kopf zertreten, wir Akademiker und Poeten!

Das rote Haus wurde mir ein lieber Wallfahrtsort; ich war täglich draußen, und wurde es zu spät, so blieb ich wohl auch die Nacht draußen und schlief auf einer Seegrasmatrage, die auf die Dielen gelegt wurde, während sich mein Freund mit dem Bettgestell, einem Strohsack und einer Reise- decke begnügte. Zuweilen fuhr frühmorgens ein herrschaftlicher Einspänner vor, mit dem meines Freundes Bruder die Grundstücke bis zum Halensee im Grunewald und die stellenweise mit vielen Kosten auf dem Sande angelegten Spargelpflanzungen besichtigen sollte. Wir stiegen dann gewöhnlich mit ein und ließen uns durch die weiten Landstrecken im sonnigen Morgen umherfahren. Der Halensee besonders zog mit seiner märkischen Romantik meinen Freund an. Aber die ganze Romantik wurde damals beseitigt, und die Umgebung des Sees in kunstvolle Anlagen verwandelt, wobei wir Studenten oft mit Hand ans Werk legten und manche alte Fichtenwurzel und manches Dornen- gestrüpp ausrodeten und dafür junge Eichen und Buchen hinpflanzten. Hoffentlich gelingt uns das auch einmal in unsrer Litteratur! pflegte mein Freund dann zu sagen.

Sein modernes Heldenepos, das Hohenzollernlied, wuchs von Tag zu Tag. Der dänische Krieg, die Kämpfe in Böhmen, der gewaltige Feldzug nach Frankreich, die Gefangennahme des französischen Kaisers und die Wieder- errichtung des deutschen Reiches in den Prunksälen Ludwigs des Vierzehnten, alles entwickelte und gruppirt sich in epischer Anschaulichkeit um die Helden- gestalt des alten deutschen Kaisers.

Eines Tages, es war der erste Sunisonntag, kam er freudestrahlend auf meine Bude in der Markgrafenstraße. Er hatte sein Werk beendet, und sein Bruder hatte ihm einen Verleger verschafft. Er schwelgte in Glück und Wonne.

Kommen Sie, sagte er hastig, nun wollen wir dem alten Heerkönig noch ein kräftiges Hurra zurufen; jetzt will ich mitschreien, jetzt kann ichs — das Hurra soll der Schluß meines Epos sein. Der Kaiser pflegt um zwei Uhr die Linden hinunterzufahren, da kommen wir gerade zu rechter Zeit.

Wir bogen in die Friedrichstraße ein und gingen durch die Passage nach den Linden. Eine große Menschenmenge drängte sich nach dem Ausgange und schob sich dann langsam die Linden hinunter dem Brandenburger Thore zu.

Plötzlich wurde es in der Masse lebendig. Der Kaiser kommt! rief man, der Kaiser kommt! Und richtig, in schnellem Trabe rollte der einfache, mit zwei Pferden bespannte Wagen heran. Der einundachtzigjährige Schlachtenführer saß allein drin mit Helm und Mantel, jugendlich und frisch, ein stolzes Ent- zücken für jeden deutschen Mann.

Mein Freund schrie mit der ganzen Kraft seiner Lungen Hurra! und schwenkte den Hut, und die ganze Linie flog es hinunter, ein jubelndes, begeistertes Rufen.

Plötzlich krachten zwei Schüsse rasch hinter einander über unsern Köpfen. Wir sahen, wie sich der Kaiser mit schmerzzerfüllten Gesichtszügen im Wagen zurücklehnte und in sich zusammenbrach. Wir sahen, wie der Kutscher die Pferde zurückriß, die sich hoch aufbäumten, wie der Säger entsetzt in den Wagen sprang und den Kaiser mit seinem Körper deckte. Er rief dem Kutscher heftig ein paar Worte zu, und dieser fuhr schnell nach der andern menschenfreien Seite der Linden und dort wieder zurück nach dem Palais.

Wir standen bei diesem Anblick wie betäubt, wie gelähmt, wie erstarrt. Es herrschte einen Augenblick Totenstille, das Unglaubliche, das Entsetzliche hatte alle stumm gemacht. Dann aber brach es los wie ein Gewittersturm: Der Kaiser ist erschossen! Der Kaiser ist tot! Wer hat das gethan! Wo kam das her! Und eine namenlose Wut packte die Menge. Wie wahnsinnig vor Schmerz stürzte mein Freund einigen Offizieren und andern entschloßenen Männern nach, die in das Haus eindrangen, aus dem die Schüsse gefallen waren. Die Menge hätte das ganze Gebäude vor Wut zertrümmern mögen. Ich eilte hinein, um mit meinem Freunde zusammenzubleiben. Ein wüstes Schlagen, Toben und Fluchen erscholl von der Treppe herab. Ich hörte die vor Wut kreischende Stimme meines Freundes. Die Wände erbeben von der Wucht, mit der man sich oben gegen eine verrammelte Thür warf. Endlich gab sie zersplitternd und krachend nach, dann hörte ich Säbelgerassel und kurz nach einander zwei Schüsse fallen. Ich sah einen Mann blutend, mit zerschmetterter Kinnlade an mir vorbeitaumeln und stürmte nun selbst hinauf. In dem mit Pulverdampf gefüllten Zimmer sah ich meinen Freund auf einen blutenden Menschen losgehen, der sich in den äußersten Winkel gedrängt hatte. Ich sah, wie ein Ulanenoffizier mit geschwungnem Säbel auf den Kuchlosen einhieb, wie andre ihm den Revolver aus der Hand schlugen und er endlich überwältigt und gefesselt wurde.

Mein Freund kam keuchend und zitternd heraus und stützte sich halb ohnmächtig auf mich. Auf der Treppe brach er fast zusammen, und ich hatte Mühe, ihn durch das Menschengewühl in eine Droschke zu bringen.

Als wir in seiner Wohnung ankamen, verfiel er in krampfhaftes Schluchzen. Er ist tot! sagte er tonlos, nun ist alles aus. Ein Akademiker hats gethan! Ein Akademiker! Dann sprang er auf, stürzte sich auf die Handschrift seines Hohenzollernliedes, zerriß sie in tausend Stücke und schleuderte die Fetzen aus dem Fenster hinaus, wo sie der Wind ergriff und fortwirbelte.

Kraftlos sank er mir in die Arme, und ich legte ihn auf sein Bett. Als sein Bruder kam, wurde es mir schwer, ihm alles zu erzählen. Ich begab mich nach Hause. Unterwegs erfuhr ich, daß der Kaiser am Leben ge-

blieben sei. Ich hätte diese schmerzlindernde Nachricht gern sofort meinem armen Freunde überbracht, aber mit meinen Kräften war es nun auch zu Ende.

Am nächsten Tage war ich im Begriff, nach dem roten Hause zu eilen, als ich eine Depesche von der gefährlichen Erkrankung meines Vaters erhielt.

Ich verließ sogleich Berlin und reiste durch Brandenburg und Pommern nach meiner Vaterstadt, überall Zeuge des tiefen Schmerzes und der namenlosen Entrüstung, die das zweite Attentat im ganzen Lande hervorgerufen hatte.

Die nächste Zeit verbrachte ich auf einer kleinen Universität. Meine Briefe an Klinger blieben unbeantwortet. Ich habe nie wieder etwas von ihm erfahren. —

Während der vergangnen Pfingsttage bin ich wieder einmal in Berlin gewesen. Ich lenkte meine Schritte sehr bald nach jener Stätte auf der Wilmersdorfer Feldmark, wo ich vor vierzehn Jahren so manche freundliche Stunde verlebt hatte. Wie erstaunte ich über die Veränderung der ganzen Gegend! Wo früher häßliche Schutthaufen lagen, stehen jetzt anmutige Willen, wo sich öde Sandflächen ausbreiteten, da sieht das Auge köstlich gepflegte Ziergärten. Wo damals schmutzige Tümpel standen, die die Luft verpesteten, lachen uns jetzt duftige Blumenbeete und frische Grasplätze an, auf denen fröhliche Mädchen ihre Spiele treiben.

Den Namen Ringstraße fand ich freilich nicht mehr, aber das rote Haus entdeckte ich doch noch nach langem Suchen. Es enthält auch jetzt noch eine Gastwirtschaft, aber sie ist ruhiger, anständiger, vornehmer, als zu meiner Zeit. Ich trat mit einem wunderbaren Gefühl von Freude und Wehmut in den Garten und setzte mich bescheiden auf eine Bank unter den Schatten eines großen Fliederbusches. Da habe ich denn noch einmal jener vielbewegten Tage meiner Studentezeit gedacht; sie zogen noch einmal an meiner Seele vorbei, die sonnigen und die düstern. Ich schaute an dem roten Hause zum Fenster hinauf, und da war mirs, als sähe ich die Blätter des Hohenzollernliedes herausfliegen, weit, weit hinweg über die Lande.

Der Wirt trat zu mir, und ich fragte nach dem Namen meines Freundes. Er konnte mir keine Auskunft geben, aber von dem Bruder konnte er mir erzählen, daß er in dem neuen Stadtviertel wohne. Er nannte mir auch das Haus, und ich sprang freudig erregt auf und wollte gleich fort und ihn besuchen. Aber der Wirt fügte hinzu, daß der junge Procurist von damals ein sehr reicher Mann geworden sei und mit seiner schönen Frau stolz auf Gummirädern führe. Da ließ ich armer Teufel den Besuch lieber bleiben.

